

SOZIALE ARBEIT



Heinz Moser

Instrumentenkoffer für die Praxisforschung

Eine Einführung für Studium und Praxis

7. Auflage

+Online-Material 

LAMBERTUS

Heinz Moser

Instrumentenkoffer für die Praxisforschung

Eine Einführung

LAMBERTUS

LAMBERTUS +**App inside**

Laden Sie dieses Buch kostenlos auf Ihr Smartphone, Tablet und/oder Ihren PC und profitieren Sie von zahlreichen Vorteilen:

- **kostenlos:** Der Online-Zugriff ist bereits im Preis dieses Buchs enthalten
- **verlinkt:** Die Inhaltsverzeichnisse sind direkt verlinkt, und Sie können selbst Lesezeichen hinzufügen
- **durchsuchbar:** Recherchemöglichkeiten wie in einer Datenbank
- **annotierbar:** Fügen Sie an beliebigen Textstellen eigene Annotationen hinzu
- **sozial:** Teilen Sie markierte Texte oder Annotationen bequem per E-Mail oder Facebook

Aktivierungscode: hmik-2022

Passwort: 7801-7797

Download App Store/Google play:

- **App Store/Google play** öffnen
- Im Feld **Suchen Lambertus+** eingeben
- **Laden und starten** Sie die **Lambertus+ App**
- Oben links den Aktivierungsbereich anklicken um das E-Book freizuschalten
- Bei **Produkte aktivieren** den **Aktivierungscode** und das **Passwort** eingeben und mit **Aktivieren** bestätigen
- Mit dem Button **Bibliothek** oben links gelangen Sie zu den Büchern

PC-Version:

- Gehen Sie auf **www.lambertus.de/appinside**
- **Aktivierungscodes** oben anklicken, um das E-Book freizuschalten
- **Aktivierungscode** und **Passwort** eingeben und mit **Aktivieren** bestätigen
- Wenn Sie Zusatzfunktionen wie persönliche Notizen und Lesezeichen nutzen möchten, können Sie sich oben rechts mit einer persönlichen E-Mail-Adresse dafür registrieren
- Mit dem Button **Bibliothek** oben links gelangen Sie zu den Büchern



Bei Fragen wenden Sie sich gerne an uns:
Lambertus-Verlag GmbH – Tel. 0761/36825-24 oder
E-Mail an info@lambertus.de

LAMBERTUS

SOZIAL | RECHT | CARITAS

Heinz Moser

**Instrumentenkoffer
für die Praxisforschung**

Eine Einführung

LAMBERTUS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

7., überarbeitete und ergänzte Auflage 2022

Alle Rechte vorbehalten

© 2022, Lambertus-Verlag, Freiburg im Breisgau

www.lambertus.de

Umschlaggestaltung: Nathalie Kupfermann, Bollschweil

Druck: Elanders GmbH, Waiblingen

ISBN: 978-3-7841-3413-0

ISBN ebook: 978-3-7841-3414-7

© 2022 interact Verlag, Luzern

www.hslu.ch/interact

ISBN: 978-3-906036-50-2

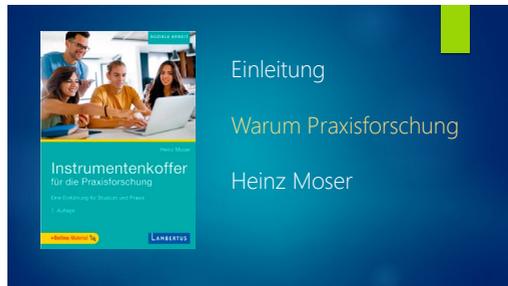
Inhalt

Warum Praxisforschung?	7
Über Praxisforschung die Praxis reflektieren	13
Evidenzbasierte Praxis und praxisbasierte Evidenz	14
Theoretische Grundlagen	23
1.1 Vom „Praxiswissen“ und vom „wissenschaftlichen Wissen“	23
1.2 Die Logik der Forschung	40
1.3 Methodische Anforderungen an recherchierende Forschung ..	56
1.4 Klare Begriffe und Kategorien	60
1.5 Sein und Sollen: die „informierte Entscheidung“	64
1.6 Gütekriterien für die Forschung.....	68
1.7 Forschungsansätze und -typen	72
Die Planung von Forschungsprojekten	93
2.1 Die Projektentwicklung	94
2.2 Die Positionen und Rollen.....	106
2.3 Die Ablaufplanung	110
2.4 Member Check als Einbezug der Praxis	114
2.5 Forschung im Spannungsfeld politischer Interessen	115
2.6 Der Forschungsvertrag	118
2.7 Der Einstieg ins Feld	119
Der Methodenkoffer	123
3.1 Übersicht über die vorgestellten Verfahren.....	124
3.2 Projektjournal	128
3.3 Projekttagebuch	130
3.4 Statistische Kenndaten.....	132
3.5 Portfolio.....	136
3.6 Ton-, Videodokumentation.....	138
3.7 Protokolle/Akten.....	138
3.8 Tagebücher	139
3.9 Selbstanalysen	142
3.10 Qualitative Interviews	146
3.11 Fokusgruppen	153
3.12 Vignetten-Analyse.....	157
3.13 Schriftliche Befragung	158
3.14 Beobachtungsverfahren	161

Die Auswertungsverfahren.....	187
4.1 Quantitative Auswertung.....	189
4.2 Verteilungen und Kennzahlen der deskriptiven Statistik.....	190
4.3 Qualitative Auswertung.....	199
4.4 Auswertungsverfahren in der qualitativen Forschung	204
4.5 Die Auswertung von Daten mit dem Computer.....	216
4.6 Umfragen mit Online-Tools	224
4.7 Die zehn größten Fehler von Anfänger:innen	228
Die Berichterstattung	237
5.1 Der Forschungsbericht	239
5.2 Weitere Präsentationsformen.....	244
6 Literatur.....	249
7 Serviceteil	259
7.1 Kostenlose Programme für die Datenanalyse	259
7.2 Video- und Audiofiles zu diesem Buch.....	261
7.3 Frageraster für die Forschungsplanung.....	261
7.4 Material für Auswertungsaufgaben	263
7.5 Und zum Schluss	269
7.6 Nachwort für Lehrende.....	270
Der Autor.....	273

**Scannen Sie die im Buch gedruckten
QR-Codes. Sie haben dann direkt
Zugang zu den Einleitungsvideos
und den Aufgabenhinweisen.**

Warum Praxisforschung?



Forschung muss analytisch sein und hat sich auf ihre Erkenntnisfunktion zu beschränken. Dies war in den letzten Jahrzehnten der Tenor im Mainstream der sozialwissenschaftlichen Forschung im deutschsprachigen Raum. Dort, wo sich Forschung der Praxis zu stark annähert, verliert sie ihren objektiven Blick und droht, sich zu stark außerwissenschaftlichen Interessen anzunähern. Praxisorientierte Forschung und partizipative Konzepte erhielten eine Nischenfunktion, bis sich in den letzten Jahren der Wind wieder zu drehen begonnen hat (vgl. Moser 2018): So belegt die Kontinuität der handlungsorientierten Fragestellungen über die Jahrzehnte ein nach wie vor bestehendes Bedürfnis nach einer Forschung, welche Theorie und Praxis eng zu verbinden sucht.

Dies hat viel mit dem deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Diskurs zu tun, der eine Objektivität verlangte, welche nur gewährleistet schien, wenn sich Theorie und Praxis nicht vermischten. Eine wissenschaftlich abgesicherte sozialwissenschaftliche Theoriebildung, die ähnlich wie die Naturwissenschaften und ihre Experimente funktionierte, schien solchen Ansprüchen am

ehsten zu entsprechen. Auch die qualitative Forschung sollte danach auf objektive Wissenschaftlichkeit und nicht auf die Bedürfnisse der Praxis hin ausgerichtet sein.

Dies steht im Gegensatz zur angelsächsischen Forschungstradition, die in den letzten Jahren vermehrt auch bei uns rezipiert wird. Während im deutschsprachigen Raum partizipative Ansätze wie die Aktionsforschung als überholt und gescheitert betrachtet wurden, sind die Aktionsforschung bzw. die partizipative Forschung in den verschiedenen Ausgaben des „Handbook of Qualitative Research“ stets als eine der wesentlichen Forschungsoptionen integriert. Die Herausgeber unterstreichen in der fünften Auflage sogar explizit, dass ihr eigenes Werk stark durch Praktiker:innen der Aktionsforschung sowie durch postmoderne und poststrukturelle kritische Theorien beeinflusst worden sei (vgl. Lincoln/Lynham/Guba 2011). Und sie betonen die Unverzichtbarkeit des Handelns im Rahmen qualitativer Forschung: „Eine der klarsten Wege, auf welchen die paradigmatischen Kontroversen demonstriert werden können, ist der Vergleich zwischen positivistischen und postpositivistischen Anhängern, die das Handeln als Verunreinigung von Forschungsergebnissen und -prozessen ansehen, sowie den Interpretivisten, welche Handeln aufgrund von Forschungsergebnissen als sinnvolles und wichtiges Resultat von Forschungsprozessen sehen“ (Lincoln/Lynham/Guba 2011, S. 174).

Vor allem war in den USA die Abgrenzung der qualitativen Forschung von einer sich an der Lebenspraxis orientierenden „Inquiry“ mit einer starken subjektiven Komponente nie so stark ausgeprägt. Es fehlte der Zwang zur Objektivierung, der in dem deutschsprachigen Wissenschaftsdiskurs bis heute vorherrscht.

Wenn Egon Guba und Yvonna Lincoln positivistische oder postpositivistische Forschung mit jener Stimme („voice“) der Forschenden verbinden, die als „desinteressierte Wissenschaftler“ Entscheidungstragende, Politiker:innen etc. informieren, dann ist das kritisch gemeint. Dagegen setzen sie in ihrem Aufsatz einerseits die Position eines kritischen Forschenden, der als „transformativer Intellektueller“ gekennzeichnet wird, dann aber auch jene einer konstruktivistischen Forschung. Die damit verknüpfte Forschungsrolle wird als diejenige von „passionierten Teilnehmenden“ gekennzeichnet, die aktiv daran beteiligt sind, vielgestaltigen Stimmen eine Plattform zu geben – also den eigenen wie denjenigen der weiteren Teilnehmenden (Guba/Lincoln 1994, S. 115).

Damit aber wird das Interpretationsmonopol des/der Wissenschaftler:in hinterfragt, und eine ganze Reihe von Fragen, die sich schon die Aktionsforschung der 1970er-Jahre gestellt hatte, erschienen wieder neu auf der Agenda der methodologischen Diskussion – nur diesmal unter dem Vorzeichen der qualitativen Forschung. In dem Sammelband *Landscape of Qualitative Research* fassen Norman Denzin und Yvonna Lincoln (vgl. 2005, S. 191 f.) eine erkenntnistheoretische Grundposition von qualitativer Forschung zusammen, die praxisorientierter Forschung wesentliche Spielräume gibt: Ein großer Teil der qualitativen Forschung habe einen kolonisierenden Diskurs über die „Anderen“ reproduziert, indem diese Anderen durch die Augen und die kulturellen Standards der oder des Forschenden interpretiert worden sei. In diesem Zusammenhang nehmen sie gleichzeitig positiv auf Aktionsforschungskonzepte Bezug. Mit Aktionsforschung gelinge es, Forschung in Praxis umzusetzen; Forschungsprobleme entstünden im Leben der Co-Forschenden und nicht in den abstrakten Höhen der großen Theorien („Grand Theories“).

Analog verstärken sich in letzter Zeit auch im deutschsprachigen Raum die Stimmen wieder, welche eine Praxisforschung vermissen, die gestaltend in die Praxis eingreift und Theorie und Praxis enger verknüpft. So halten Reinmann/Sesink (2014, S. 77 f.) fest, dass Erkenntnisse aus einer empirisch hochstandardisierten und quasi-naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung zunächst häufig folgenlos für die Praxis sind. So fehlen z. B. im Bildungssystem zum großen Teil wissenschaftlich fundierte Innovationen. Bildungswissenschaft als empirisch verstandene Grundlagenforschung führe dazu, dass Bildungsforschung und Bildungspraxis auseinanderdriften und sich an ihren jeweiligen Bezugssystemen (Wissenschaft bzw. Praxis) orientieren. Als Konsequenz fordern Reinmann/Sesink eine auf Entwicklung und Innovation bezogene Forschung:

„Der entwicklungsorientierten Bildungsforschung geht es über die empirische und rekonstruierende Erfassung der existierenden Welt und die kulturelle Verständigung über deren Legitimität hinaus um den Entwurf und die Realisierung (noch) nicht existierender, aber vorläufig als möglich angenommener und sinnvoll erachteten Welten“ (Reinmann/Sesink 2014, S. 81).

Solche Forschung erfolgt in enger Kooperation von Theorie und Praxis. Forschungsaufträge werden von Praxisinstitutionen nicht einfach nach außen delegiert – etwa an ein wissenschaftliches Institut, das dann nach getaner Arbeit den Auftraggeber:innen Bericht erstattet. Vielmehr ist die Praxis eng in die Forschungsarbeit eingebunden – wobei dies allerdings nicht bedeuten muss, dass alle Praktiker:innen (Lehrpersonen, sozialpädagogische Fachkräfte

gleich auch noch Forschende sein müssen. Aus den Erfahrungen mit Formen von praxisorientierter Forschung hat sich vielmehr in den letzten Jahren und Jahrzehnten ein ganzer Strauß von Konzepten und Verfahren entwickelt, wie Theorie und Praxis sinnvoll kooperieren können. Diese sollen in diesem Buch näher betrachtet werden.

Dabei wird es vor allem auch um die Frage gehen, wie Forschung in der Praxis für ihre Fragenstellungen Spuren suchen und verfolgen kann, die zu einem Erkenntnisgewinn führen. Dies muss nicht immer mit kompliziertesten Methoden erfolgen, wie sie nur mit ausgeklügelten statistischen Verfahren möglich sind, welche die Beteiligten an Praxisforschungsprojekten oft überfordern. Oft geht es auch darum, ökonomisch, d.h. mit begrenzten Mitteln und Zeithorizonten, nützliche und theoretisch abgesicherte Ergebnisse zu erhalten. Denn Praxisforschende können meist nicht zwei oder drei Jahre voll forschen, wie dies für eine Dissertation an Universitäten üblich ist. Allerdings haben sie die Möglichkeit, ihren Erfahrungsschatz in Forschungsprozesse einzubringen, was als Datenquelle oft erst eine perspektivenreiche Forschungsarbeit ermöglicht.

Ursprünglich waren Konzepte einer praxisorientierten Forschung (Aktions- und Handlungsforschung, Praxisforschung, Evaluationsforschung etc.) vor allem in sozialwissenschaftlichen Zusammenhängen entwickelt worden. In den letzten Jahren sind aber auch in naturwissenschaftlichen Kontexten mit dem Ansatz von „Citizen Science“ Bestrebungen erfolgt, Forschung unter „bürgerwissenschaftlicher“ Beteiligung zu gestalten. Damit sollte dem „unterschätzten Wissen der Laien“ (Finke 2014) Raum gegeben werden.

Der Begriff Citizen Science verdeutlicht für Caren Cooper, „dass Vogelbeobachter, die mit Checklisten von Vögeln arbeiten, wissenschaftlich gesprochen, dasselbe tun wie freiwillige Flusspfleger, die die Wasserqualität messen und Amateur-Astronomen, die nach Supernovas Ausschau halten. Citizen Scientists beteiligen sich an der Wissenschaft durch verschiedene Hobbys oder Anliegen, nicht unbedingt durch ihren Beruf“ (Cooper 2016, S. 7).

Auf diesem Hintergrund ist der vorliegende Instrumentenkoffer zu verstehen. Er begründet nicht die eine Methode der Praxisforschung, welche alle bisherigen Konzepte zu ersetzen verspricht, sondern zeigt, wie verschiedene praxisorientierte Ansätze auf eine grundlegende „Philosophie“ des Forschens bezogen sind, welche Personen aus den Praxisfeldern aktiv in Forschungsprozesse einbezieht. Einige dieser Grundüberzeugungen sind im Folgenden zusammengefasst.

„Small is beautiful“ und Praxisforschung ist „SMART“

Das Konzept des Instrumentenkoffers nimmt ein Bild auf, das der Medizin entlehnt ist. Wie früher der Hausarzt, so haben die Praxisforschenden ihren „Notfallkoffer“, um einfache Forschungsprobleme zu lösen. Es geht in diesem Buch also nicht darum, komplexe Forschungsdesigns zu entwerfen und anspruchsvollste statistische Berechnungen (wie z. B. Varianz- und Regressionsanalysen) anzuleiten. Vielmehr bin ich der Ansicht, dass Praxisforschende oft besser mit einem Set von Untersuchungsverfahren zum Ziel kommen, das einfach, flexibel und ohne allzu großen Aufwand zu handhaben ist.

Dies bedeutet allerdings nicht, dass sich die Praxisforschung auf ein falsches Understatement zurückzieht. Vielmehr ist damit angedeutet, dass es sich um eine Forschung handelt, die Probleme mit einer ihr eigenen Eleganz und einem professionellen Selbstvertrauen handhabt.

Praxisforschende suchen SMARTE Lösungen für ihre Probleme. Damit sind fünf wesentliche Merkmale angesprochen, welche im Zentrum des hier entwickelten Forschungskonzeptes stehen. Praxisforschung kann charakterisiert werden durch:

Schnelle und ökonomische Ergebnisse. Dies ist deshalb wichtig, weil eine an Praxisproblemen orientierte Forschung von der Komplexität ihrer Aufgabenstellung her zwischen Kosten und Nutzen eine Balance zu finden hat. Die Praxis kann nicht jahrelang warten, bis eine wissenschaftliche Studie – vielleicht – Aufschlüsse zu einer bestimmten Frage versprechen kann. Deshalb sind oft „einfachere“ Methoden und Forschungsdesigns angebracht, welche unter den bestehenden Bedingungen dennoch einen optimalen Ertrag erbringen. Wenn etwa Auftraggeber:innen eine Evaluation in Auftrag geben, welche bereits nach einem halben Jahr schlüssige Resultate erbringen soll, so müssen Praxisforschende dazu gangbare Wege finden, ohne dass dadurch die Qualität ihrer Arbeit gefährdet ist.

Das kann zwar auch bedeuten, dass der Komplexitätsgrad einer Untersuchung reduziert werden muss, wenn das Ziel zu hoch gesteckt ist. Oder es ist den Forschenden vielleicht sogar anzuraten, einen Auftrag besser zurückzuweisen, wenn von vornherein feststeht, dass er unrealistisch formuliert ist. Dennoch ist es grundsätzlich wichtig, dass sich Praxisforschung auf das Prinzip der Forschungsökonomie bezieht. Denn einfache Lösungen müssen

nicht simpel sein. Sie können in einem Sinne kreativ und „elegant“ sein, der sowohl theoretisch wie praktisch hohen Ansprüchen genügt.

Mehrperspektivische Zugriffe. Praxisforschung operiert sehr häufig mit einem Mix von mehreren Methoden und Instrumenten, die sich gegenseitig ergänzen. Dies wird in diesem Buch unter dem Stichwort der Triangulation ausführlich erläutert. Insbesondere kann dies auch bedeuten, quantitative und qualitative Verfahren miteinander zu verbinden, um einen Forschungsgegenstand auf die mit ihm verbundenen Deutungsmuster qualitativ auszuwerten – gleichzeitig aber auch die Häufigkeit der aufgedeckten Motive quantitativ zu belegen.

Anschlussfähiges Wissen. Ziel der Praxisforschung ist es, Wissen zu generieren. Dabei kann sie je nach Verortung im Wissenschafts- oder Praxissystem primär auf die Generierung von wissenschaftlichen Erkenntnissen oder von brauchbarem (Praxis-) Wissen hin orientiert sein.

Allerdings zeichnet es anspruchsvollere Arbeiten im Bereich der Praxisforschung aus, dass sie sich für Anchlüsse im benachbarten System offenhalten. So werden Forschende brauchbarkeitsorientierte Evaluationsstudien bewusst auf einen theoretischen Ertrag ihrer Arbeit reflektieren und sich mit fachspezifischer Literatur aus der zugehörigen wissenschaftlichen Disziplin auseinandersetzen. Umgekehrt versuchen Praxisforschende, die an Hochschulen arbeiten, ihre Ergebnisse in einer Sprache zu übersetzen, welche die Praxis veranlasst, daran anzuschließen und sich Gedanken über mögliche Handlungskonsequenzen zu machen.

Robuste Methoden. Die in diesem Buch vorgeschlagenen Methoden haben sich bewährt und bilden so etwas wie ein Kerninstrumentarium für Praxisforschende. Deshalb benutze ich auch das Bild des „Instrumentenkoffers“, der im täglichen Feldeinsatz seine Alltagstauglichkeit beweist. „Robust“ sind sie auch deshalb, weil sie bei sorgfältiger Anwendung mit einiger Wahrscheinlichkeit zu „vernünftigen“ Ergebnissen führen.

Selbstverständlich gibt es neben den in diesem Buch beschriebenen „Instrumenten“ eine große Anzahl weiterer Methoden, für welche auf die dazugehörige Spezialliteratur zu verweisen ist. Und es ist auch möglich, nicht allein mit anerkannten Standardmethoden zu arbeiten, sondern neue Verfahren zu „erfinden“, welche auf die eigene Forschungskonstellation abgestimmt sind.

Thick Description. Es ist das Ziel des Einsatzes von Forschungsmethoden, eine dichte Beschreibung des Forschungsgegenstandes zu erreichen. Dies erleichtert es, bedeutungsvolle Schlüsse zu ziehen und weiterführende theoretische Konstrukte zu entwickeln.

Die dabei leitende Forschungslogik werde ich unter dem Stichwort der „Abduktion“ erläutern, welche die Tätigkeit der Forschenden angemessener beschreibt wie die traditionellen logischen Verfahren der Deduktion oder Induktion. Dabei werden die Forschenden mit dem Bild von Detektiven verglichen, die aus Anzeichen und Spuren die Lösung ihres Falles zu entwickeln suchen – bis zu jenem Punkt, wo alle Teile zu ihrem Puzzle passen. Die Quintessenz lautet dabei: Je dichter die Beschreibung ist, auf welche die Forschenden zurückgreifen können, desto eher sind sie in der Lage, ihr Puzzle zu lösen bzw. gut abgestützte Schlüsse aus ihrem Datenmaterial zu ziehen.

Über Praxisforschung die Praxis reflektieren

Die Präferenz für SMARTe Methoden bedeutet allerdings nicht, dass die von der Politik oder von der Öffentlichkeit geforderten Handlungsempfehlungen als Maßstab der Forschung zum vornherein gesetzt sind. Konzepte wie die „Abduktion“ und die „Thick Description“ dienen dazu, auch solche Vorannahmen zu überprüfen. So kann man bei der Erörterung eines Problems eine „dünne“ und einseitige Beschreibung einsetzen, die möglichst alle Gegenargumente zum vornherein ausschließt und übersieht. Damit scheinen dann die Handlungsempfehlungen, wie sie im Forschungsbericht erscheinen, gerechtfertigt, obwohl damit eigentlich nur die eigenen Vorurteile bestätigt werden.

Eine methodisch angeleitete Praxisforschung sollte dagegen verhindern, dass Einfachheit mit unzulässiger Vereinfachung verwechselt wird. Deshalb wird auch in diesem Zusammenhang von „Gütekriterien“ der Forschung die Rede sein; und es wird ausführlich dargestellt werden, nach welchen Regeln das Datenmaterial ausgewertet werden kann – bis hin zu einfachen statistischen Auswertungsverfahren und zur computergestützten Interpretation von Texten.

Das Ziel dieser Einführung ist also ein anspruchsvolles und notwendiges zugleich. Diese Methoden sollen helfen, Praxis zu objektivieren und forschungsgestützt zu begleiten, um systematische Schlüsse zu ziehen, wie

es unter dem Druck des Alltagshandelns oft nicht möglich ist. Praxisforschung hilft damit, einen distanzierten Blick auf die Praxis zu gewinnen und das Handeln zu klären. Gerade wenn Praktiker:innen engagiert in ihren Arbeitsfeldern tätig sind, kann ihnen der Spiegel der Forschung zur distanzierten Reflexion verhelfen: Indem sie Abstand von den Routinen des Alltags gewinnen, können sie sich in ihrem Tätigkeitsfeld wieder neu orientieren. Oder sie können über den distanzierten Blick der Praxisforschung feststellen, dass ihre Theorien, denen sie bewusst zu folgen glauben (ihre „espoused theories“), nicht mit ihrem tatsächlichen Verhalten (ihren „theories-in-use“) übereinstimmen. Dies ist etwa der Fall, wenn Vorgesetzte davon ausgehen, dass die Hierarchie in ihrem Betrieb „flach“ ist, während die Mitarbeitenden das Verhalten als stark hierarchisiert beschreiben. Aber auch Sozial- und Erziehungswissenschaftler:innen haben sich zu überlegen, wie sie Praxisforschungsprojekte anlegen, welche die angestrebte Wirksamkeit für die Praxis auch einzulösen vermögen. Denn in Praxisfeldern herrscht nicht selten Skepsis gegen die Arroganz einer Wissenschaft, welche – wie es dann heißt – von ihren wirklichen Problemen keine Ahnung habe.

Evidenzbasierte Praxis und praxisbasierte Evidenz

Wenn Praxisforschung Erkenntniserweiterung sucht, dann ist die Arbeit mit Daten wichtig, welche Theorien oder Theorieveränderungen stützen, bzw. ihnen widersprechen. Ihr Ziel ist es aber auch, über „reine“ Theorie hinaus Handlungsempfehlungen zu formulieren, wie es Lesch/Kamphausen zur aktuellen Covid-19-Pandemie beschreiben: „Die Verantwortung der Wissenschaft ist die Aufklärung, die Information, der Diskurs mit der Politik und mit der Gesellschaft. Je krisenhafter eine Situation ist, ob jetzt der Klimawandel oder die Covid-19-Pandemie, desto bedeutender, desto gewichtiger sind Handlungsempfehlungen basierend auf naturwissenschaftlichen Erkenntnissen“ (Lesch/Kamphausen 2021, S. 9).

Aus sozialwissenschaftlicher Sicht ist die naturwissenschaftliche Perspektive allerdings zu eingeschränkt. Vielmehr geht es im sozialen Raum auch darum, soziale Daten systematisch beizuziehen, zu analysieren und auszuwerten. Dabei ist einmal davon auszugehen, dass die Praxis durch die Evidenz von wissenschaftlichen Erkenntnissen gestaltet werden kann. Im schlechtesten Fall kann dies aber auch zu einseitigen technologischen Lösungen führen. Um nochmals das Beispiel der Covid-19-Pandemie zu nehmen: Die

mathematische Modellierung des Verlaufs der Pandemie stand in den letzten Monaten zu einseitig im Mittelpunkt, ohne dass man letztlich genauer weiß, wo und wie Ansteckungen erfolgen. Die genauso wichtigen psychischen Auswirkungen auf das Verhalten der Einzelnen wurden dagegen viel weniger erforscht. Dabei spiegelt sich die Pandemie genauso im sozialen Verhalten der Menschen wie im mathematisch verfolgten Pandemieverlauf. Qualitative und praxisorientierte Untersuchungen (z. B. im Pflegebereich, an Schulen, in Seniorenheimen) wären deshalb besonders wichtig, um die blinden Flecken der bisherigen Forschung zu erhellen.

Dazu kommt: Letztlich ist die evidenzbasierte Praxis nicht ausreichend, um aus den Daten und deren Modellierung direkt weitreichende Schlüsse für das gesellschaftliche und politische Handeln zieht. Van der Donk/van Lanen/Wright betonen deshalb für die Praxisforschung den Einbezug „praxisbasierter Evidenz“: „Praxisbasierte Evidenz bedeutet, Nachweise für die Wirksamkeit der Arbeit direkt im Praxisalltag zu erzeugen. Lokale Theorien oder auch Theorien mittlerer Reichweite werden im Rahmen der Praxisforschung geprüft, um eine empirische Grundlage für die Weiterentwicklung des professionellen Handelns zu schaffen, die auch nach außen die Wirkung der Arbeit zeigen kann“ (Van der Donk/van Lanen/Wright 2014, S. 16).

Evidenzbasiertes Arbeiten aus der Praxis heraus ist ein Grundpfeiler einer wissenschaftlichen Forschung, welche die Praxissysteme nicht mehr als reine Objekte der akademischen Wissenschaft betrachtet. In diesem Sinn ist es das Anliegen dieses Buches, dass bei aller Unterschiedlichkeit zwischen Praxis- und Wissenschaftssystem über Formen der Praxisforschung Wege gefunden werden können, um das in den beiden Systemen erarbeitete Wissen gegenseitig anschlussfähig zu machen. Praxisforschung soll mithelfen, dass der Graben zwischen Wissenschaft und Praxis sich nicht noch stärker ausweitet, sondern verringert wird. Evidenzbasierte Praxis und praxisbasierte Evidenz sollen beide zu einem fruchtbaren Austausch gelangen.

Aufgabe 0.1

Forschung angesichts der Pandemie

In der Covid-19-Pandemie wird „Forschung“ in der Presse häufig mit Daten gleichgesetzt, welche die täglichen Inzidenzen festhalten und benutzt werden, um den Pandemieverlauf datengetrieben zu modellieren. Auswirkungen auf die Lebenspraxis der Menschen auf der Basis von Daten sind z. B. mit der Kontaktverfolgung verbunden, das Ansteckungen ausfindig zu machen versucht. Julianne Cheek kritisiert diese Fixierung an quantitativen Daten und schreibt:



„Ebenso wichtig ist es, daran zu denken, dass keine Daten, auch nicht Big Data, ohne die Forschenden verstanden werden können, welche diese Daten gesammelt, zusammengestellt und interpretiert haben. Es sind die Forschenden, die entscheiden, was gesammelt und als ‚Daten‘ bezeichnet wird; ebenso wie sie gesammelt und analysiert werden. Diese subjektiven Entscheidungen werden von allen Forschenden getroffen, auch von denen, die die Algorithmen programmieren, welche die Analyse von Big Data steuern. Solche Entscheidungen spiegeln spezifische Ansichten über die Realität, die erforscht wird (ontologische Überlegungen), was wir über diese Realität wissen können und wie wir dies wissen können (erkenntnistheoretische Überlegungen). Dies erinnert uns daran, dass Daten keine festen ‚Dinge‘ sind sondern vielmehr fließend sind, ein Chamäleon, das je nach Perspektive des Forschers verschiedene ‚Schattierungen‘ von Bedeutung annehmen kann“ (Cheek 2021, S. 129).

In einem späteren Abschnitt ihres Aufsatzes verdeutlicht sie die Kritik nochmals:

„Ein Algorithmus ist also ein fester Satz von Schritten, die für Berechnungen und Schlussfolgerungen auf der Grundlage eines ganz bestimmten Satzes von programmierten Parametern eingesetzt werden. Die Berechnungen sind innerhalb der Parameter des Algorithmus präzise und streng. Diese begrenzte Genauigkeit und Strenge bedeuten, dass die Berechnungen und die darauf basierenden Schlussfolgerungen außerhalb dieser Parameter nicht unbedingt korrekt oder nützlich sind. Der Algorithmus ist nicht in der Lage, den sozialen Kontext oder Raum zu berücksichtigen, in dem die digitale Spur erstellt wurde – der ‚Wie ist es, diese Person zu sein? Wie erlebt sie ihre Welt‘-Typ des Denkens, den man benötigt, um reiche und dichte Interpretationen zu generieren“ (Cheek 2021, S. 130).

Beantworten Sie dazu folgende Fragen:

1. Ist die Kritik von Julianne Cheek in Ihren Augen berechtigt?
2. Welche Daten wurden in der quantitativen Forschung zu Covid-19 vernachlässigt?
3. Wie könnte ein Forschungsprojekt im Rahmen von Covid-19 aussehen, welches den sozialen Kontext oder Raum besser berücksichtigt? Skizzieren Sie kurz eine Projektidee.

Projektbeispiele aus der Forschungspraxis

In dieser Einführung leuchte ich zum Schluss dieses einleitenden Kapitels mit einigen Beispielen die Spannweite von Praxisforschungsprojekten aus;

anschließend nehme ich auf diese Projekte im Verlauf der Darstellung immer wieder Bezug.

■ Das Römerprojekt

Als ein einfaches Ausbildungsprojekt wird weiter unten das „Römerprojekt“ ausführlich dargestellt – eine sozialpädagogische Projektarbeit im Animationsbereich der heutigen Fachhochschule Nordwestschweiz. Inhaltlich ging es darum, dass eine Gruppe von Studierenden mit Schüler:innen der Volksschule im Geschichtsunterricht eine projektunterrichtliche Sequenz zum Thema „Römer“ durchführte. Die Evaluation am Schluss des Projekts ermöglichte es, aus der Distanz nochmals Stärken und Schwächen des Projektes herauszuheben. Als Beispiel eines ganz einfachen Evaluationsvorgangs steht hier die systematische Auswertung von Briefen, welche die Schüler:innen dem Projektteam als Feedback schrieben. Dieses Beispiel wird später ausführlich beschrieben werden (vgl. S. 263 f.). Das hat mit „Wissenschaft“ wenig zu tun – ähnlich wie viele Ansätze von Selbstevaluation in sozialen und schulischen Institutionen. Und doch wird hier in einem elementaren Sinn „geforscht“ und nach Einsichten und Erkenntnissen für die eigene Praxis gesucht.

■ Sparkling Science:

„Sprudelnde Wissenschaft“ für Schüler:innen

Sparkling Science war ein Forschungsprogramm des österreichischen Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Forschung, das Schüler:innen in Forschungsprozesse einbezog. Das sehr erfolgreiche Programm wird in Österreich eben (2021) neu aufgelegt.



In dem hier skizzierten Teilprojekt arbeiteten vier Wissenschaftlerinnen mit 9–4-jährigen Schüler:innen im Rahmen von Partizipativer Aktionsforschung mit Kindern und Jugendlichen zusammen (vgl. Wöhrer u. a. 2017).

In den darin durchgeführten Projekten ging es um das Thema Sexismus im Fußball. Sieben Jungen und drei Mädchen wurden von zwei Wissenschaftlerinnen betreut, wobei sich Untergruppen bildeten, in denen Themen wie Fußballregeln, Ökonomie und Fußball, Fußball und Migration, Fußball und

Gewalt sowie Frauenfußball bearbeitet wurden. Dazu gab es Exkursionen und Interviews mit Fachpersonen, Fans und Spieler:innen. Die Interviews wurden von verschiedenen Schüler:innen geführt, mit Audio und z. T. mit Video aufgezeichnet, analysiert, mit Recherchen in Zeitschriften, im Internet und in Büchern verglichen und weiter diskutiert.

Zu der Projektpräsentation in der Schule kommentieren die Autorinnen: „Das Wort ‚Sexismus‘ löste Erheiterung und jede Menge Nachfragen und Kommentare aus. Die Schüler:innen erklärten den Begriff so, dass es Sexismus sei, wenn Buben beispielsweise glaubten, Mädchen könnten gar nicht gut Fußball spielen, sondern nur über ihr Aussehen reden. Diese Definition schienen ihre Klassenkolleg:innen auch zu verstehen. Das Plakat mit all den Bildern und Kommentaren sorgte für viel Diskussionsstoff in der Klasse“ (Wöhler u. a. 2017, S. 203).

■ Zivis und ihre Lehrgänge

Eine Studentin im Nachdiplomstudium untersuchte an ihrer Arbeitsstelle die einführenden Lehrgänge von Zivildienstleistenden, welche in einem der großen sozialen Verbände als Fahrer:innen arbeiteten. Sie begann mit einer Standortbestimmung über eine systematisch angelegte SOFT-Analyse (vgl. zur Methode S. 144f.) mit ehemaligen Kursbesucher:innen. Diese sollten die Lehrgangsinhalte bewerten. Dann führte sie auf dem Hintergrund eines Leitfadenterviews Experteninterviews mit Kursleiter:innen durch. Parallel dazu wurden die von der Zentrale in Köln ausgewerteten Evaluationsbögen, die alle Kursbesucher:innen ausfüllen mussten und die den örtlichen Organisationen zurückgegeben wurden, auf die Fragestellung der Untersuchung hin ausgewertet. Und zum Schluss konnten die ursprünglich befragten Zivildienstleistenden zu den Untersuchungsergebnissen nochmals Stellung nehmen.

■ Berufsfindung mit VIBES

Das Forschungsprojekt VIBES an der Pädagogischen Hochschule Zürich untersuchte die Potenziale visueller Methoden bei der Berufswahl (vgl. Rummler u. a. 2014). Die Forschungsgruppe erarbeitete dazu ein didaktisches Modell, das in elf Schulklassen erprobt wurde. Die Schüler:innen erhielten den Auftrag, ihre aktuellen Berufswünsche und jene aus der Kindheit zu fotografieren und daraus ein PowerPoint-Referat zu gestalten. Nach der Projektdurchführung fanden intensive Nachgespräche im Rahmen von Gruppeninterviews statt. Gleichzeitig wurden die Schüler:innen mit einem Online-Fragebogen zum Projekt befragt. Vor diesem Hintergrund sollte einerseits die Annahme abgeklärt werden, ob visuelle Methoden geeignet

sind, die schwächeren Schüler:innen besonders anzusprechen. Zudem wurde das Projektdesign aufgrund der Rückmeldungen optimiert, bevor es in Handreichungen für den Berufswahlunterricht integriert wurde. Eine Lehrperson hielt in den Gruppeninterviews folgenden Eindruck fest:

„Was mir an diesem Projekt sehr gut scheint, ist, dass sie sich mit ihrer Berufswahl, mit ihren Berufsträumen auseinandersetzen mussten. Dass sie selber die Veränderungen in sich gemerkt haben. ‚Ich bin von der Prinzessin, über Königin zur Köchin geworden.‘ Also es gibt eine Veränderung, die eigentlich ganz natürlich ist, die findet statt. Da musste ich gar nichts dazu machen.“

■ PartKommPlus: Gesundheit in Berlin-Lichtenberg

Im Verbundprojekt PartKommPlus des Netzwerks Partizipative Gesundheitsforschung (PartNet) wurde im Teilprojekt GESUND! an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen in Berlin zusammen mit Menschen mit Lernschwierigkeiten zum Thema kommunale Gesundheitsförderung geforscht (vgl. PartKommPlus o. J.). Dabei sollten in Berlin-Lichtenberg Fragen beantwortet werden wie:

- Was hilft uns, um in Lichtenberg gesund zu leben? Was hält uns gesund?
- Was steht uns im Weg, um in Lichtenberg gesund zu leben? Was macht uns krank?

Die gemeinsame Forschungspraxis mit den Menschen mit Lernschwierigkeiten wurde als Photovoice-Studie (vgl. zur Arbeit mit Foto-Tagebüchern S. 175 in diesem Buch) realisiert. Damit sollten neue Erkenntnisse über die Lebenswelt der Beteiligten gewonnen werden. Als Grundlage dafür wurden von den Mitforschenden Fotos aufgenommen, die in einem strukturierten Prozess diskutiert wurden. Ziel war es, Gemeinsamkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten.

Um dieses Konzept zu realisieren, wurden mehrere „Kiezspaziergänge“ organisiert, an denen je drei Personen teilnahmen (zwei Co-Forschende sowie eine Begleitperson). Die Mitforschenden zeigten sich dabei gegenseitig eine von ihnen ausgewählte Gegend im Bezirk (ihren „Kiez“) und machten Fotos zu einer zur Forschungsfrage passenden Aufgabenstellung. Für die Präsentation der gemeinsam erarbeiteten Erkenntnisse entschied sich die Projektgruppe für eine Wanderausstellung mit Roll-ups, da diese groß, aber dennoch leicht zu transportieren sind.

In einem Projektbericht heißt es zu diesem Projekt zusammenfassend: „Die Ergebnisse des partizipativen Fotoprojekts bilden die gesundheitsbezogenen

Bedürfnisse, Erfahrungen und Perspektiven von zehn Frauen und Männern mit Lernschwierigkeiten ab. Die Studie macht deutlich, was die Mitforschenden im Bezirk Berlin-Lichtenberg als wichtig für ihre Gesundheit erachten. Das Forschungsteam deckt nicht nur Probleme auf, sondern verweist auch auf Ressourcen im Bezirk, wie z. B. die vielen Parks und Einkaufsgelegenheiten im Stadtteil oder die Wohn- und Unterstützungsmöglichkeiten. Einige der behandelten Themen scheinen speziell Menschen mit Lernschwierigkeiten zu betreffen (z. B. die Reflexionen über unterstützte Wohnformen oder das Arbeiten in einer ‚Werkstatt für behinderte Menschen‘), viele andere Themen könnten aber von allgemeinem Interesse sein (z. B. Ärger über ‚Müllecken‘ oder fehlende Barrierefreiheit im öffentlichen Nahverkehr). Ein sicheres, gesundes und zufriedenes Leben im Hinblick auf Mobilität, Wohnen, Arbeit, Freizeitaktivitäten, Lebensumfeld und gesellschaftliches Miteinander ist Bezugspunkt für alle ausgewählten Themen“ (Allweiss 2019, S. 81).

■ Gartenvögel in einem „Citizen Science“-Projekt

Eines der bekanntesten Projekte eines Citizen Science-Projekts in der Schweiz ist mit der Aktion „Stunde der Gartenvögel“ von BirdLife Schweiz verbunden. Hier haben vom 5. bis am 9. Mai 2021 über 4.500 Personen, Familien und Schulklassen die Vögel rund ums Haus gezählt und gemeldet. Insgesamt wurden 136.277 Vögel aus 163 Arten beobachtet.

Die Auswertung der Daten ergab nach einer Pressemitteilung von BirdLife, „dass naturnähere Gärten mehr Vogelarten einen Lebensraum bieten als Gärten mit Einheitsrasen und exotischen Pflanzen: In den ersteren wurden durchschnittlich 11,4 Arten gezählt, in letzteren 7,2 Arten. Entsprechend konnten viele eigentlich typische Vogelarten des Siedlungsraums nur in einem geringen Teil der Gärten ausgemacht werden – so zum Beispiel Grünfink (17 % der Gärten), Girlitz (10 %), Stieglitz (19 %) oder Mehlschwalbe (20 %). Trotzdem zeigte sich, dass im Siedlungsraum inzwischen viel mehr Vögel vorkommen als in der ausgeräumten Agrarlandschaft, wo auf grossen Flächen kaum mehr Vogelgesang gehört werden kann. Die am meisten verbreitete Vogelart in diesem Jahr war der Haussperling: Die Teilnehmenden der ‚Stunde der Gartenvögel‘ haben ihn in 76 % aller Flächen erspäht. Auf dem zweiten Rang stehen die Amsel und die Rabenkrähe (je 74 %), dann folgen Kohlmeise (69 %) und Elster (62 %)“ (www.birdlife.ch/de/content/stunde-der-gartenvoegel-136242-gartenvoegel-gezaehlt).

Im „St. Galler Tagblatt“ wird die Bedeutung von solchen bürgerwissenschaftlichen Projekten hervorgehoben: „In der Ornithologie spielen Privatpersonen seit jeher eine große Rolle. Die breite Bevölkerung kann weit mehr

Beobachtungen liefern, als es ein Institut könnte. So stützen sich die Brutvogelatanten diverser Länder auf Meldungen von Privatleuten ab“ (Salzmann 2021).

■ Fahrradklau an der Newcastle University

Forschende der englischen Newcastle University (Nettle/Nott/Bateson 2012) untersuchten den Fahrradklau, der nach ihrer Meinung an ihrer Universität kein geringes Problem darstellt. Allein zwischen April 2011 und Mai 2012 seien in England und Wales 115.905 Fahrräder gestohlen worden. Sie wollten mit einem einfachen Experiment aufzeigen, dass es einfache Präventionsstrategien gibt, die auf verhaltenswissenschaftlichen Überlegungen beruhen. So hängten sie an besonders gefährdeten Plätzen an der Newcastle University bei den Fahrradständern große Plakate mit wachsam blickenden Augen und einer Warnung an die Diebe auf. Alle anderen Fahrradständer an der Universität dienten zur Kontrolle.



Als Resultat der Plakatkampagne konnten die Wissenschaftler feststellen, dass die Diebstähle an den gefährdeten Orten um 62 % zurückgingen, während sie an den früher weniger gefährdeten Orten um 65 % zunahmen.

Dieses Projekt ist von der Intention her recht traditionell von universitären Forschenden gestaltet worden. Und dennoch erscheint es sehr praxisnah und von den Bedürfnissen der von Fahrrad-Diebstahl betroffenen Studierenden her konzipiert. Anstatt im Labor wird hier soziale Realität gestaltet und auf die damit verbundenen Auswirkungen „getestet“.

Aufgabe 0.2

Fahrradklau: Ist das „Praxisforschung?“

Von den eben dargestellten Projekten zur Praxisforschung ist das letzte von der partizipativen Orientierung am skeptischsten einzuschätzen. Beantworten Sie folgende Fragen:

1. Was spricht dagegen, dass dieses Projekt als „Praxisforschung“ durchgeht?
2. Wie könnte das Projektdesign stärker in Richtung partizipativer Forschung verändert werden?
3. Braucht es überhaupt eine stärkere Hinwendung zu Konzepten der Praxisforschung, um die angestrebten Ziele zu erreichen?



Kapitel 1

Theoretische Grundlagen



1.1 Vom „Praxiswissen“ und vom „wissenschaftlichen Wissen“

Der Anspruch der dargestellten Projekte ist sehr unterschiedlich. Im ersten Fall des Römerprojekts ist er in engen Grenzen gehalten. Jedenfalls geht es hier in keiner Weise um eine wissenschaftliche Auswertung. Eher wäre – wie sehr häufig bei Ausbildungsprojekten – von forschendem Lernen zu sprechen. Sehr pragmatisch und ohne eigentlichen wissenschaftlichen Anspruch sind generell sehr viele Evaluationsstudien und Aktionsforschungsprojekte konzipiert – und dennoch bezeichnet man sie landläufig als „Forschung“. Gemeinsam sind solchen Aktivitäten ihre Anwendungsbezogenheit und die Orientierung am Kriterium der Brauchbarkeit. Für die betroffenen Praxisinstitutionen sind solche Projekte dennoch von hoher Relevanz, da eine systematische Erhebung von Daten neue Perspektiven für das Handeln eröffnen kann. Das gilt nicht zuletzt für Evaluationen, die von großer Bedeutung für die Selbsteinschätzung der betroffenen Lehrkräfte und der Schule sein

können. So können z. B. Optimierungen eines Schulprojekts für neue Klassen auf systematisch erhobene Daten bei den bisher beteiligten Schüler:innen abgestützt werden.

Ähnliches gilt für die Projekte von „Sparkling Science“ (S. 17). Zum Projektkontext schreiben Wöhler u. a.: „Zur ‚Aktionsforschung‘ wurden die Forschungsprojekte einerseits dadurch, dass sie zumeist an Problemen und Punkten ansetzten, an denen die Schüler:innen selbst Handlungsbedarf sahen (z. B. die Qualität des Mensen-Essens, Regeln des Miteinander in der Klasse, Spannungen in Mädchenfreundschaften etc.). Andererseits bewirkten die Forschungen Veränderungen. Oft blieben diese im Rahmen der engeren Umgebung, z. B. im Sinne der (Selbst-)Reflexion des eigenen Handelns oder der Kommunikation über Probleme mit Mitschüler:innen oder Lehrkräften; einmal wurde auch versucht, das Anliegen an die Direktion zu richten. In jedem Fall veränderten und erweiterten die Forschungen das Wissen, das Bewusstsein und die Kompetenzen der beteiligten Schülerinnen und Schüler und erhöhten in manchen Fällen auch die Problemkenntnisse der Lehrerinnen und Lehrer und der Direktion“ (Wöhler u. a. 2017, S. 43).

Wichtig waren für die beteiligten Schüler:innen also vor allem evidenzbasierte Forderungen aus dem von ihnen bearbeiteten Projektkontext, nicht aber die Erarbeitung von Ergebnissen für eine wissenschaftliche Theoriebildung. Von den beteiligten Lehrpersonen her war zudem der Anspruch wichtig, die Schüler:innen mit grundlegenden Prinzipien wissenschaftlichen Arbeitens vertraut zu machen (auch dies mit dem Fokus des „forschenden Lernens“).

Bei der Untersuchung zum Lehrgang für Zivildienstleistende (S. 18) ging es darum, die Praxis der eigenen Institution zu analysieren (Lehrgänge von Zivildienstleistenden), um daraus Schlüsse für die Ausbildung und neue Impulse für die alltägliche Arbeit zu gewinnen. Hauptergebnis war das aufgrund des Datenmaterials sehr deutlich herausgearbeitete Resultat, dass die ganz konkrete Fahrpraxis der Teilnehmenden in der Ausbildung zu kurz kam bzw. dass die Anbindung an die konkreten Tätigkeiten im Zivildienst gegenüber den theoretischen Inhalten zu wenig akzentuiert war.

Ziel des Forschungsprojekts – hier im Rahmen der begrenzten Kapazität eines Ausbildungsprojekts – war der praktische Nutzen, nämlich die Empfehlungen zur Verbesserung der Ausbildung. Dazu kam der Bezug auf einige Überlegungen aus der gegenwärtigen didaktischen Theorie. Spezifisch neue Erkenntnisse auf der Ebene des wissenschaftlichen Diskurses standen dagegen im Hintergrund. Diese hätten wahrscheinlich auch wenig zur weiteren

Bearbeitung der Probleme mit den Einführungskursen der Zivildienstleistenden beigetragen.

Im Ansatz zur Optimierung didaktischer Konzepte ist das Forschungskonzept von VIBES (S. 18) ebenfalls auf die Verbesserung der damit verbundenen Praxis hin angelegt. Allerdings hatte hier eine Forschungsgruppe der Pädagogischen Hochschule als anregende und projektgestaltende Gruppe einen gewissen Lead – auch wenn versucht wurde, die beteiligten Lehrkräfte möglichst in die Entscheidungsfindung einzubeziehen. Neben der Evaluation des praktischen Modells stand hier zudem stärker als in den bisher beschriebenen Projekten die Untersuchung des zugrunde gelegten theoretischen Modells im Mittelpunkt. Schon von der Finanzierung her war dies im Rahmen der Förderung durch den „Schweizerischen Nationalfonds“ gefordert, der sich stark auf die Grundlagenforschung ausrichtet.

Ähnlich ist die Situation im Projekt zu Menschen mit Lernschwierigkeiten von PartKommPlus (S. 19). Hier wurde noch stärker als bei „VIBES“ versucht, die Betroffenen als Mitforschende in den Projektprozess einzubeziehen. Allerdings gab es auch hier einen Projektbericht, der gegenüber den Förderinstitutionen von den Wissenschaftlern und den von ihnen vertretenen Problemstellungen getragen war. Die Darstellung des Projektes zeigt aber auch, dass das Projekt den Betroffenen Selbstbewusstsein und Erkenntnisgewinne zur eigenen Lebenswelt vermittelte.

Stark von den Bedürfnissen der beteiligten Wissenschaftler:innen geprägt ist das Citizen Science Projekt „Stunde der Gartenvögel“ (S. 20 f.). Es geht von der Not aus, genügend viele interessierte Teilnehmende zu finden, welche Vögel beobachten. Man kann davon ausgehen, dass die angesprochenen Helfer:innen selbst ornithologisch interessiert sind und sich für die Projektergebnisse und die darauf bezogene wissenschaftliche Arbeit interessieren. Dadurch können sie auch ihr Wissen für die Lebenswelt der Vögel in ihrer Umgebung erweitern. Dennoch ist die Konzeption der Projektarbeit ohne ihre direkte Beteiligung erfolgt.

Noch ausgeprägter am traditionellen Konzept wissenschaftlicher Arbeit ist das Projekt zum Fahrradklau an der Newcastle University orientiert (S. 21). Die Fragestellung ist zwar praxisnah konzipiert und dürfte auch die dort Studierenden interessieren. Im Hintergrund stehen aber die theoretischen Fragestellungen, die an der Hochschule erforscht werden. Ähnliche Experimente könnten auch im Rahmen von „forschendem Lernen“ gestaltet werden – wobei dann möglicherweise die praktischen Gesichtspunkte

gegenüber den theoretischen Überlegungen zu einer Präventionsstrategie stärker in den Vordergrund rückten.

Zusammenfassend zeigen die Projektbeispiele, wie breit gefächert Ansätze einer praxisorientierten Forschung sind. Sie reichen von forschendem Lernen bis hin zu Projekten einer praxisnah gestalten Wissenschaft, an denen sich Co-Forschende höchstens an einigen Projektphasen beteiligen. Die Beteiligung von Co-Forschenden aus dem Praxissystem wiederum kann von der Hilfe bei der Sammlung von Daten bis zur gleichberechtigten und aktiven Teilnahme am gesamten Forschungsprozess gehen.

1.1.1 Etwas Theorie zur Differenz von Praxis und Wissenschaft

Praxisforschung wird oft dadurch charakterisiert, dass Forschungsprozesse von Wissenschaftler:innen und Praktiker:innen gemeinsam und gleichberechtigt verantwortet und durchgeführt werden. Beteiligte aus Praxissystemen sollten danach möglichst an allen Arbeitsschritten beteiligt sein.

In der Geschichte der Praxisforschung ist allerdings deutlich geworden, dass Praxis und Wissenschaft zwar viele gemeinsame Interessen haben, aber aus ihrer spezifischen Arbeitssituation heraus auch unterschiedliche Akzente setzen. Im zitierten Projekt „VIBES“ (S. 18) interessierten sich die beteiligten Lehrkräfte für die Reaktionen ihrer Schulklassen, überließen die Berichterstattung über das Projekt jedoch den Wissenschaftler:innen. Auch an Projektvorträgen vor wissenschaftlichem Fachpublikum beteiligten sie sich nicht. Dennoch geht es bei Praxisforschung um den aktiven Einbezug aller Beteiligten – und nicht allein darum, dass die Aktivitäten im Praxissystem zu Gegenstand der Forschung werden.

Konzeptuell ist dieser Partizipationsanspruch von Hart (1992) mit der von ihm entwickelten „Leiter der Partizipation“ formuliert worden, die er im Kontext der Aktionsforschung entwickelte. Hier werden mehrere hierarchisch angelegte Stufen der Partizipation unterschieden: Diese beginnen bei Formen der Scheinpartizipation, wo die Abstützung auf die Praxis vor allem Alibifunktionen hat. Es folgt ein mittlerer Bereich, wo die Beteiligten aus der Praxis konsultiert werden. Sie geben Feedbacks zu gemeinsam interessierenden Fragestellungen, während der Lead und die Projektverantwortung weitgehend bei den Wissenschaftler:innen liegt. Bei den letzten drei Stufen geht es dann um gemeinsam verantwortete Bereiche. Die Projektinitiative liegt bei

den Praktiker:innen, die sich aktiv beteiligen und auch in die begleitenden Diskurse involviert sind.

Unterschiedliche Ebenen der Partizipation hat auch Sherry Arnstein (1969) im Rahmen der bürgerwissenschaftlichen „Citizen Science“ unterschieden. Die dort kreierte Partizipationsleiter stellt die „Citizen Control“ an die Spitze, indem die beteiligten Bürger:innen die gesamte Aufgabe der Planung, Politikgestaltung und Verwaltung eines Programms – und damit die Macht – übernehmen. Mit einer ähnlichen Ausrichtung sieht der Schweizerische Wissenschaftsrat bei seinen Empfehlungen zur Citizen Science folgende Kooperationsformen im oberen Bereich der Partizipationsleiter: „Co-created projects“, bei denen Wissenschaftler und Mitglieder aus der Öffentlichkeit gemeinsam an der Gestaltung und Durchführung aller oder der meisten Aspekte des Forschungsprozesses zusammenarbeiten; und ‚kollaborative Projekte‘, bei denen nicht-formell ausgewiesene Personen unabhängig forschen“ (Strasser/Haklay 2018, S. 34).

Roger Hart hat sich allerdings in der Zwischenzeit von seinem hierarchischen Modell einer Partizipationsleiter verabschiedet, wo die obersten Sprossen das „eigentliche“ Modell gelungener Partizipation darstellen. Er schreibt in einer rückschauenden Bewertung seiner früheren Arbeit: Die Metapher einer Leiter vermische im Rahmen der von ihm vertretenen Kindheitsforschung entwicklungspsychologische Aspekte mit dem Forschungskonzept. Es scheint dann, wie wenn die Kinder stufenweise in ihren Fähigkeiten zur Partizipation fortschreiten und die oberen Stufen der Leiter unterschiedlichen Graden der Handlungsfähigkeit entsprechen. Doch, so Hart: „Die Metapher von der Leiter kann problematisch sein, indem sie unterstellt, dass in allen Fällen die höheren Stufen der Leiter den unteren überlegen sind“ (Hart 2008, S. 23 f.).

Vor allem darf die Darstellung einer zu erklimmenden Leiter nicht als schrittweise Annäherung der praxisorientierten Arbeit an den wissenschaftlichen Diskurs missverstanden werden. Es geht nicht darum, dass man als Praxisforschende:r langsam eine Treppe hinaufsteigt, bis man zu einer Schwelle mit der Aufschrift kommt: „Hier beginnt die Wissenschaft.“ Falsch ist diese Vorstellung in doppelter Hinsicht:

1. Der Weg von der Praxis zu der Wissenschaft ist kein kontinuierlicher Anstieg zum Olymp des wissenschaftlichen Diskurses.
2. Die Wissenschaft ist nicht hierarchisch der Praxis übergeordnet und damit der Referenzbereich für alles, was mit Erkenntnis und Wissen zusammenhängt.